











[Nachdruck verboten.]

## Der räthſelhafte Herr.

191

Romiſcher Roman von Heinrich Lee.

Der Poſtrath hatte ſich verſpätet, er kam erſt zur Table d'hôte, nachdem die Suppe bereits abgetragen war. Eigentlich wunderte er ſich über das gewohnte Bild, das die Tiſchgeſellſchaft darbot. Er hatte eine ungeheure Aufregung erwartet. Jedenfalls war die Angelegenheit mit amtlicher Diſkretion behandelt worden.

„Jezt haben ſie ihn alſo,“ ſagte er ſich niederlaſſend.

„Wen denn?“ fragte der Notar, noch einmal ſich ſeine Serviette in den Halsſtragen ſtopfend, weil eben der Gemüſegang herannahte.

„Den Fannemann!“ Der Poſtrath ſprach es mit großer Behaglichkeit aus.

„Was iſt denn mit dem wieder?“ fuhr der Notar harmlos fort.

„Es hat ſich jezt herausgeſtellt,“ erwiderte der Poſtrath, „daß er ein Mörder iſt.“ Ganz gelaffen ſprach er das große Wort.

„Ein — was?“ fragte noch einmal der Notar.

„Ein Mörder,“ erwiderte einfach der Poſtrath.

Die ganze Tiſchgeſellſchaft ſah den Poſtrath an.

„Er hat wohl den Sonnenſtich gekriegt,“ murmelte leiſe der Regierungsrath, daß ſein Praktikant es hören mußte.

„Wer ſagt Ihnen das?“ fragte der Notar immer weiter.

Der Poſtrath bemerkte nur die auf ihn gerichteten erſtaunten Geſichter. Das ärgerte ihn. Er hatte ſich ſeine Neuigkeit aufs Korn genommen und fand ſich nun von der Aufnahme, die ihr zu Theil wurde, enttäuſcht.

„Wer mir's geſagt hat,“ erwiderte er, ſonſt ein artiger Mann, mit Ungebuld — „ich mein', das kann ganz gleichgültig ſein. Der Bürgermeiſter hat ihn ſelber feſtgenommen.“

„Der Bürgermeiſter?“ fragte der Notar weiter hartnäckig.

„Ja, der Bürgermeiſter!“ fuhr jezt der Poſtrath fort. Sein Geſicht war roth und ſeine Augen funkelten — „und wenn Sie's nicht glauben wollen, heut' früh in der „Sonne“ hat er ihn feſtgenommen und ich bin ſelbſt dabei geweſen.“

„Sie?“ fragte der Notar.

Die geehrte Leſerin erinnert ſich, daß wir den Notar gleich im Anfang unſerer Schilderung von dieſen Begebenheiten als einen böſartigen Herrn bezeichneten.

„Ja — ich!“ betonte auf's Energiſche der Poſtrath, und die geſammte Table d'hôte wandte der ſouveränen Edele ihre Aufmerkſamkeit zu. „Ich hab' ihn doch aber erſt vor einer Viertelſtunde ganz ungeſtört in den Anlagen ſpazieren gehen ſehen,“ bemerkte einfach der Notar.

Die drei Perſonen, welche die Mittheilung des Poſtraths zu allermeiſt intereſſiren mußte, nämlich Hannefried, Stroß und

Schlauch, ſaßen in verſchiedenen Gemüthsſtimmungen da. Stroß, beengt von der Nachbarſchaft ſeines Vorgeſetzten, machte ein etwas verlegenes Geſicht; Hannefried ſelbſt ſah ziemlich ernſt aus und er wartete darauf, daß die Darſtellung des Poſtraths allmählich die Wahrheit zu Tage fördern würde, ſo daß ſie ganz Liebenau, beſonders aber die Liebenauer Damen erſuchen, ein Reſultat, auf das er eigentlich ſchon ſeit heute Morgen wartete; Schlauch ſelbſt aber legte ſich, nachdem der Notar das ausgeſprochen hatte, keinen Zwang mehr auf. Er lachte.

„Was lachen Sie denn?“ ſchrie der Poſtrath herüber.

Ziegenſpeck wurde in der Thüre ſichtbar. Eine bemerkliche Verlegenheit, ja Angst lagerte auf ſeinen Zügen. Der Table d'hôte im „Adler“ drohte ein Skandal.

„Ich lach', wenn ich will!“ erwiderte, vor der ganzen Tiſchgeſellſchaft ſo beleidigt und gedemüthigt, Schlauch.

„Aber meine Herren!“ fiel der Regierungsrath ein.

„Herr Poſtrath! Herr Schlauch!“ rief Ziegenſpeck beſgütigend.

„Wer ſind Sie denn?“ ſchrie der Poſtrath. Er war aufgesprungen und hielt ſich mit beiden Händen an die Tiſchkante feſt.

„Ich bin, was Sie ſind!“ ſchrie jezt auch Schlauch. Alle Beſcheidenheit war von ihm gewiſchen. Es mußte Jedem klar ſein, daß der Poſtrath glaubte, die Wuth, die er über ſeine Blamage empfand, ungeſtraft gerade an ihm, an Schlauch, weil er nur Kaufmann war und keinen Titel hatte, auslaſſen zu dürfen. Auch der Wurm krümmt ſich, wenn er getreten wird.

„Da ſind Sie was Rechtes!“ brachte der Poſtrath noch einmal hervor. Dann warf er ſeine Serviette hin und ſtürzte aus dem Saal. Ziegenſpeck ſtürzte ihm nach.

Schlauch brauchte geraume Zeit, ſich zu beruhigen. Der Braten, den Pauline jezt herumreichte und der auf Befehl Ziegenſpecks ſofort, um damit die allſeitige Aufregung zu erſticken, hereingetragen worden war, that einigemmaßen ſeine erwartete Pflicht. Die Table d'hôte beſänftigte ſich wieder.

„Ich hab' nicht angefangen,“ ſagte endlich Schlauch, noch immer, weil er etwas äſthmatiſch war, nach Athem ringend.

„'s iſt ſchon recht,“ bemerkte am Schluſſe der Tafel der Regierungsrath, den letzten Reſt in ſeiner Flaſche unter dem Tiſch hervorholend, „was wird auch einem Menſchen Alles nachgeredet. Vielleicht iſt es noch ein ganz anſtändiger Menſch und bloß die dumme Klatscherei iſt ſchuld daran. Ich möchte bloß wiſſen, wer eigentlich dankt angefangen hat.“

„Sie haben damit angefangen!“ verſetzte friſch der alte Notar.

Seit Baron von Scharffenſtein in Liebenau das Regiment führte, hatte dem ſonſt trefflichen Manne gegenüber Jeder die widerprüchloſe Ehrfurcht bekundet, die ſein hohes Amt und ſein alter Adel, ſowie ſeine ganze Perſönlichkeit begründeten. Zum erſten Male geſchah es, daß Jemand dieſe Rückſicht außer Acht ließ, ja, daß er ſich nicht ſcheute, dieſem Manne und zwar

im Angesicht von so vielen Zeugen einen Vorwurf ins Gesicht zu schleudern.

„Ich?“ fragte der Regierungsrath.

„Jawohl. Sie haben gesagt, er ist ein Berliner. Da sind sie Alle über ihn hergezogen.“

Der Regierungsrath war blaß geworden. Ohne der Flasche den Rest zu entnehmen, stellte er sie wieder unter den Tisch. Todtenstille lagerte sich jetzt über die Ecke.

Der Regierungsrath stand auf.

„Mahlzeit!“ sagte er, nach seiner gewohnten Weise sich vorbeugend, griff nach seinem Hut und entfernte sich.

„Wenn der Herr Regierungsrath nicht mehr herkommt,“ bemerkte Stroh, der sich mit seinem Vorgesetzten gleichfalls erhoben hatte, und ein zeremonieller Ton lag in seiner Stimme, „dann muß ich mich den Herrschaften gleichfalls empfehlen.“

„Er wird schon wiederkommen,“ sagte der Notar, „wo anders schmeckt ihm's Essen doch nicht.“

„Ich glaube nicht, Herr Notar,“ erwiderte Stroh höflich, aber kalt. „Adieu!“

Ehe die Freunde ihn noch halten konnten, hatte er ebenfalls den Saal verlassen. Unter den Zurückgebliebenen entstand eine Pause. Wer wollte Stroh verurtheilen? Seine Karriere hing von dem Zeugnisse, also auch dem persönlichen Wohlwollen seines hohen Vorgesetzten ab, und auch ein oberflächlicher Menschenkenner mußte sich sagen, daß er durch ein ferneres Verbleiben in einer von demselben unter solchen Verhältnissen aufgegebenen Gesellschaft dieses Wohlwollen sich leichtfertig zu verschätzen Gefahr lief. Strenge Richter hätten Stroh aus diesem Grunde vielleicht einen Streiber nennen können; doch pochte Jeder an die eigene Brust.

„Vielleicht macht der Herr Notar einen Skat mit,“ warf Schlauch ein, nachdem Hannefried noch immer keine Worte fand.

„Bedanken werd' ich mich. Ins Bett werd' ich mich legen,“ sagte dieser und folgte den Vorangegangenen. Auch die übrigen Tischgäste hatten sich allmählich entfernt. Franz, Pauline und ihre Gehilfinnen waren mit der Abräumungsarbeit beschäftigt. Ueber dem Tisch und speziell über der souveränen Ecke schwebte eine eigenthümliche, nüchterne, fast graue Luftstimmung, die zu dem Frohsinn und der behaglichen Geselligkeit intelligenter Männer, die sie seit Wochen nun umgeben hatten, keineswegs passen wollte. So meldet sich nach schöner Sommerzeit der erste Herbsttag an, die rauhe Mahnung, daß alles Irdische vergänglich ist.

„Wollen wir ein Sechsendsechzig spielen?“ fragte Schlauch. Er hatte es noch nicht ausgesprochen, als die Thür geöffnet wurde.

In seiner Uniform, die rothe Ledertasche umgehängt, wurde der Telegraphenbote sichtbar. Er hielt ein Telegramm in der Hand.

„Für mich?“ rief Schlauch aufgeregt aus.

„Jawohl,“ sagte der Bote, gab seine Sendung ab und entschwand wieder.

Mit zitternden Händen öffnete Schlauch das Papier. Schlauch las. — Erst brachte er kein Wort hervor.

„Zwillinge!“ schrie er dann auf.

Ehe Hannefried ihm noch seinen Glückwunsch abstatten konnte, war Schlauch auf demselben Wege wie die übrigen Teilnehmer der Tischgesellschaft entschwinden. Auch Franz, Pauline und ihre Gehilfinnen hatten längst ihr Werk beendet. Hannefried befand sich allein, ganz allein. Die graue Luftstimmung in dem nun leeren Saale wurde noch grauer, sie ballte sich gewissermaßen zu einer ganzen Wolkenschicht zusammen und in einer unbehaglichen Stimmung, nachdem er sich noch eine Zigarette angezündet hatte — Hannefried hatte sich

seit gestern eine neue Schachtel, solche mit vergoldeten Mundstücken, die bei jungen Damen einen vornehmen Eindruck hervorgerufen, angeschafft — schlich er ohne Zweck und Ziel den Andern nach. —

Der Stammtisch auf der Veranda im „Abler“ bot am Abend des Tages, der diesen Ereignissen gefolgt war, einen gänzlich veränderten Anblick. Es war leer. Das hing mit einer Umwandlung zusammen, die sich unter den Gästen und der Stammkundschaft des „Ablers“ seit gestern vollzogen hatte.

Der Regierungsrath und demzufolge auch Praktikant Stroh hatten am Mittage, wie es notorisch geworden war, in der „Krone“ gespeist. Der Postath und Schlauch waren noch im Verlaufe des gestrigen Tages abgereist. Sie schienen, wie glaubwürdige Augenzeugen es schilderten, als erbitterte Feinde. Denn als auf dem Bahnhofe der Postath in ein Koupé einsteigen wollte, fuhr er plötzlich auf dem Trittbrette wieder hastig zurück. Die Ursache war: Schlauch hatte an der Fensterecke bereits Platz genommen. Schlauch soll zufrieden ausgehen haben. Ein fremder Herr saß ihm nämlich gegenüber, den von dem doppelt glücklichen Familienereigniß zu unterrichten er sofort Gelegenheit gefunden hatte, und weil der fremde Herr sich mit Ruhe das gefallen ließ, so bot sich Schlauch für den weiteren Verlauf der Fahrt die gute Aussicht, ihn auch in die sonstigen Verhältnisse und Schicksale des Hauses Schlauch umständlich einweihen zu können. Er dachte nicht mehr an den gewesenen Freund.

Vergeblich hatte Ziegenpeck versucht, seinen sonstigen löblichen Grundfäden zum Trost, den Postath noch zu längerem Verbleiben zu veranlassen. Abgesehen von der erlittenen Beleidigung hatte der Postath auch sämmtliche in dem Wegweiser von Liebenau angegebenen Touren absolvirt. Der Postath reiste ab.

Als der Bezirksarzt, der Apotheker und der Stadtpfarrer an diesem Abend in den „Abler“ kamen und das Vorgefallene vernahmen, brach sich der Vorschlag Bahn, auf den Stammtisch heute gleichfalls zu verzichten und in das nahe Nachbardorf zum Kegeln zu gehen. Der Stammtisch im „Abler“ — von Ziegenpeck und seiner Frau hier nicht zu reden — hatte aufgehört.

Hannefried hätte sich an den Tisch allein setzen müssen. Auf den Notar, der stets um neun Uhr zu Bett ging, war ohnehin niemals gerechnet worden. Das Meinstige paßte Hannefried nicht. Es läßt sich schwer sagen, wo er die nächsten Abende verbrachte. Der projektierte Ausflug war noch zu erlebigen. War der daran theilhaft gewesene Schlauch auch inzwischen abgereist, so ruhte doch auf den Zurückgebliebenen die Pflicht, die einmal eingegangene Verbindlichkeit nun auch einzulösen. Auch drängte jetzt etwas in Hannefried energisch nach einer Entscheidung. Noch keiner der angesponnenen Fäden hatte sich zu einer Schlinge umlegen lassen wollen. Sein bewiesenes Selbstthum schien sich in eine ganz nutzlose Episode auflösen zu wollen, die ohne Sang und Klang vorüberging. Auch die Zeit, wo sein Urlaub auf die Reize ging, war nahe gerückt und die blauen Scheine in seinem Portefeuille hatten sich inzwischen gleichfalls nicht vermehrt.

„Es muß etwas geschehen!“ Das war der ganz bestimmte Gedanke, der sich Hannefrieds jetzt mit Gewalt bemächtigte.

Das Problem des räthselhaften Menschen wurde im „Abler“ fortan nicht mehr erörtert. Auf die gelegentlichen Fragen der übrigen Hotelgäste, ob nach dem kritischen Vorfall die munteren und aufgeräumten Herren, die einst die souveräne Ecke bildeten, sich nicht wieder zusammenfinden würden, gab Ziegenpeck, sich äußerlich zu einem Lächeln zwingend, etwas verlegene Antworten. (Fortsetzung folgt.)

## Bismarcks Arzt.

Von Dr. med. W. Günther (Leipzig.)

In den bangen Tagen, da das deutsche Volk, durch die Nachricht von der schweren Erkrankung seines größten Sohnes aufgeschreckt, mit theilnahmvoller Spannung jede Mittheilung aus Friedrichsruh erwartete, war es neben dem Namen des Fürsten stets noch ein anderer, der mit dem Ausdruck sicheren Vertrauens unaufhörlich genannt wurde: Schweninger. Der Arzt des Fürsten, den er sich selbst auserlesen und der dem greisen Gründer des Deutschen Reiches mit unermüdblicher Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit zur Seite stand, wird von Bismarcks Unsterblichkeit einen kleinen Theil auch dann noch theilen, wenn seine und all seiner heutigen ärztlichen Kollegen wissenschaftliche Verdienste längst der Vergessenheit anheimgefallen sind.

Ernst Schweninger war noch sehr jung, als ihm die größte Aufgabe seines Lebens zufiel. Am 15. Juni 1850 in einem Städtchen der bayerischen Oberpfalz geboren, studirte er seit 1866 in München Medizin und wurde bereits 1870 Assistent von Professor Buhl, der das pathologisch-anatomische Institut leitete. Fast 10 Jahre lang blieb er in dieser Stellung, die ihn mit der ärztlichen Praxis nicht in Berührung brachte; er war bereits mit tüchtigen wissenschaftlichen Arbeiten hervorgetreten und Privatdozent an der Universität geworden, als ihm eine fassam erörterte Verfehlung seines Privatlebens die gerichtliche Verurtheilung zu einer Gefängnisstrafe und damit den unfreiwilligen Abschluß seiner Münchener akademischen Laufbahn brachte. Erst von 1879 ab wurde Schweninger praktischer Arzt, und sein Glückstern wollte es, daß er bald darauf durch befreundete Schriftsteller mit dem Grafen Wilhelm Bismarck, dem heutigen Oberpräsidenten von Preußen bekannt wurde. Es gelang ihm, den Sohn des Reichskanzlers von einer hartnäckigen, schmerzhaften Gicht zu kuriren (noch an seinem Hochzeitstage feierte der dankbare Patient seinen Arzt als Retter), und er lenkte hierdurch die Aufmerksamkeit des Fürsten Bismarck auf sich, dem seine bisherigen Ärzte keine Befreiung von seinen Leiden hatten bringen können.

Ueber seine Aufgabe und seine Methode bei der Behandlung des leidenden Reichskanzlers hat sich Schweninger selber eingehend in dem Widmungsbrief an den Grafen Wilhelm Bismarck ausgesprochen, der seinen 1886 erschienenen „Gesammelten Arbeiten“ vorausgeschickt ist. Er sagt darin: „Gerade bei dem Fürsten konnte damals durchaus von keiner Beseitigung der Körperfülle die Rede sein — der Fürst war ja abgemagert und heruntergekommen in der bedenklichsten Art, — sondern Alles kam darauf an, den Körper zu ernähren, die Kräfte zu heben, die gerrütteten Nerven wieder zu beleben. Ich habe mit Gleichmuth ertragen, was über mich als Entfetter, Wasserentzieher, Milchkurdoctor, Herzmuskelfärker u. s. w. gefaselt wurde und mir an der Freude genügen lassen, daß es gelungen ist, wie Sie von der Gicht, so den Fürsten von der allgemeinen Ernährungsstörung mit ihren schlimmen Begleitern zu befreien. Ein ganzes System, eine ganze Kurmethode hat man mir nachgesagt und mich schließlich zum Spezialisten für Fettleibige gestempelt. Wo diese Aufgabe an mich herangetreten ist, habe ich sie mit der Energie und der Thakraft des stets individualisirenden Arztes erfüllt. Aber ich bin nie in eine Schablone verfallen, an der alle Regime bis dahin krankten und wohl auch zu Grunde gingen, sondern ich habe, unbekümmert um die Lehren der heutigen Therapie, meine Wege mir selbst gebahnt, auf Grund der individuell gewonnenen Anschauungen und im Zusammenhalt mit den wirklich brauchbaren Stappen einer streng wissenschaftlichen Forschung. So habe ich die Freude gehabt, eine Reihe von allgemeinen Ernährungsstörungen und schlimmen Symptomen, wie verschiedene Formen von Blutarmuth, Herzfehlern, Abmagerungen, Hämorrhoidalbeschwerden, Leberanschwellungen, Magenverengungen, Asthma, Migränen, Darmträgheiten, Verstopfungen u. s. w. radikal zu hemmen und selbst zu beseitigen. So bin ich auch zur Bekämpfung und Beseitigung der Fettleibigkeit gekommen, die, wie ein nüchterner Blick zeigt, unter den mannigfachsten Verhältnissen und Lebensweisen zu Stande kommt und ebenso auch beseitigt werden kann. Mit Bier und Brod, mit Zucker und Fetten, mit viel und wenig Eßzen und Trinken kann man ebenso gut dick und dünn werden. Hämorrhoiden und Magenverengungen kommen oder nicht, Leberanschwellungen und Herzkrankungen veranlassen und verhindern, — es fragt sich nur: wie und wann.“

Willig fügte sich Schweningers größter Patient den Anordnungen seines neuen Arztes, dessen Erfolge zum großen Theil auf der siegreichen suggestiven Kraft seiner Persönlichkeit beruhen, die Leidenden von der Zweckmäßigkeit der Behandlung zu überzeugen und folgsam zu machen. Wenn Bismarck seitdem nahezu zwanzig Jahre lang in verhältnißmäßig guter Gesundheit dem Vaterlande erhalten blieb, so ist dies nächst seiner kraftvollen Konstitution der Sorgsamkeit seines Leibarztes zu danken, der dem greisen Kanzler bis zu seinem letzten Athemzuge zur Seite blieb, als getreuer Eckard über sein körperliches Befinden wachend und mit allen Mitteln einer fein individualisirenden Heilkunst helfend, wo es noth that.

Dem als Kunst sagt Schweninger den ärztlichen Beruf auf, die auf genauer, auch psychologischer Kenntniß der Patienten beruhen muß; der Arzt muß zugleich Diener, Helfer und tröstender Seelsorger für die Leidenden sein. Die wissenschaftliche Medizin unserer Tage ist ihm vielfach zu selbstgenügsam, sie behandelt zu sehr einzelne Fälle, nicht den ganzen Menschen, sie giebt zu viel Schema, Schablone, Stückwerk, während keine Methode für alle Fälle paßt. In der Kunst des Individualisirens sieht Schweninger die Hauptaufgabe des Arztes, der keine wandelnde wissenschaftliche Bibliothek, sondern ein unbefangener Beobachter sein muß. Der Plan einer Arzttschule in seinem Sinne kam, schon der Verwirklichung nahe, schließlich doch nicht zur Ausführung, doch machte Schweninger gründlich und schriftlich für seine Ansichten Propaganda, manchmal in so populärer und nicht mißzubedeutender Form, daß sie das offene Mißfallen seiner Standesgenossen erregte. Im Ganzen indessen hat Schweningers Autorität mit dazu beigetragen, die heute mehr und mehr zur Herrschaft kommende physikalisch-diätische Richtung der wissenschaftlichen Heilkunde zu stärken.

Seit 1884 konnte Schweninger, gestützt auf Bismarcks Günst, trotz des damaligen Widerspruchs der beteiligten Kreise und der öffentlichen Meinung, seine Thätigkeit als akademischer Lehrer wieder aufnehmen. Er wurde als außerordentlicher Professor und Direktor der Hautklinik der Charité an die Universität Berlin berufen und zugleich Mitglied des Reichs-Gesundheitsamtes, seit 1895 ist er auch Geheimer Medizinalrath. Auch an Orden und Ehrenzeichen, an vornehmen und reichen Patienten war für Bismarcks Leibarzt und Wiederhersteller kein Mangel. Wenig angenehm war ihm freilich seine Popularität als angeblicher Erfinder der „Schweningerkur“ gegen Entfettung, die er dazu noch Dertel entwendet haben sollte, ein Verede, gegen das Dertel selbst 1892 in München bei Bismarcks dortigem Aufenthalt sich wahrte. Eine Reihe wissenschaftlicher Veröffentlichungen pathologischer, diagnostischer und therapeutischer Natur sind aus Schweningers Feder hervorgegangen, wenn ihm auch seine ausgedehnte Praxis wenig Muße für literarisches Schaffen ließ. Seine Hauptverdienste liegen aber doch nach der praktischen Seite hin, für die er in seiner rücksichtslosen Energie und klugen Menschenkenntniß hervorragend beanlagt erscheint. In dieser seiner praktischen Thätigkeit aber liegt seine historische Aufgabe nunmehr hinter ihm als der Ruhmesstille seines Lebens: die Kräftigung und Erhaltung des großen Kanzlers und die treue Fürsorge um sein Wohl in den Zeiten seiner Macht und seines stillen Lebensabends.

## Allerlei.

Die erste schwere Krankheit, die Fürst Bismarck zu bestehen hatte, machte er als preussischer Gesandter in Petersburg durch. Es waren die Folgen einer Wunde am Bein, die er sich zwei Jahre vorher durch einen Sturz bei der Jagd in Skandinavien zugezogen hatte. Er schrieb damals an seine Schwester, das Uebel sei zugleich rheumatisch, gastrisch und nervös und habe sich in der Lebergegend eingestellt. Die Ärzte in Petersburg behandelten ihn mit wässrigen Schröpfköpfen, bis es ihm gelang, sie zu überzeugen, daß — wie er schrieb — „meine Nerven durch achtjährigen ununterbrochenen Nerve und stete Aufregung geschwächt waren und weiteres Blutabsaugen mich muthmaßlich typhös oder blödsinnig machen würde.“ Allerdings hat Bismarck bei dieser Gewaltkur nicht zum kleinsten Theile selbst mitgewirkt, indem er sich nämlich selbst ein scharfes Pflaster auflegen ließ, und als er in der Nacht einmal durch rasende Schmerzen geweckt wurde, das Pflaster sammt einem Stück Fleisch löst. In Folge der Verschlimmerung der Wunde mußte Bismarck schleunigst nach Berlin abreisen, wo er im „Hotel d'Angleterre“ hoffnungslos darniederlag und von den Ärzten ohne Erfolg mit Jod behandelt wurde. Erst als seine Gemahlin bei ihm eintraf — so erzählt Hans Krämer — und alle Jodkaisen zum Fenster hinauswarf, besserte sich Bismarcks Zustand; seine „gute Natur“, wie er selbst immer zu

sagen pflegte, hatte ihm geholfen und er suchte dann in Wiesbaden und Nauheim weitere Erleichterung des Uebels. Von dieser russischen Krankheit soll sich Bismarck trotz der Heilwirkungen Gasteins, Karlsbad und Kissingens nie vollkommen erholt haben. Das linke Bein blieb schwach und schwellte bei der geringsten Anstrengung schmerzhaft an. „Jener russische Doktor, den mir eine der Großfürstinnen empfohlen hat“ — erzählte der Fürst in späteren Jahren — „hat mir mein Bein zu Grunde gerichtet; ich spüre noch heute die Folgen seiner Kur. Langes Stehenbleiben ist mir ganz unmöglich und ich bin deshalb auch der Pflicht, bei Hofesten und Bällen zu erscheinen, gnädigt enthoben worden.“ Als Bismarck einige Wochen nach der Genesung von dem Fußleiden auf der Rückreise nach Petersburg begriffen war, warf ihn eine schwere Lungenentzündung aufs Krankenlager. Im Jahre 1866 zogen die Strapazen des Feldzuges ein Nervenleiden nach sich; im Frühjahr 1868 entkräftete ihn eine langandauernde nervöse Schlaflosigkeit. Als er sich von demselben in Barzin erholen wollte, gerieth er am 21. August 1868 durch einen Sturz mit dem Pferde in Lebensgefahr; das Thier trat mit einem Fuße in ein Maulwurfsloch, strauchelte, überschlug sich und begrub den Reiter unter seiner Last. Im April 1870 stellte sich zugleich mit einem schweren Rückfall in das Nervenleiden die Gelfucht ein, die dann im Mai 1883 doppelt hartnäckig mit einem akuten Magenleiden auftrat und die unmittelbare Ursache der Berufung Dr. Schweningers war. Damals stellte Dr. Schwenger die Diagnose, daß, wenn der Kaiser nicht durchgereiselt seine Lebensweise ändere, er vielleicht ein halbes Jahr noch so „fortwuscheln“ könne, daß aber dann die Natur ihre Rechte geltend machen würde. Das Nervenleiden zeigte sich damals zuerst in bedenklichem Maße. Dr. Schwenger begann dann seine energische Behandlung, die Bismarcks Greisenalter erträglich gestaltete, bis er nun das Maß seiner Lage erreichte.

#### Der deutschen Frauen Scheidegruß an Bismarck.

Fahr wohl, du Held! Des irdisch war an dir,  
In stiller Nacht hat still es ausgehitten,  
Empor zu Gott die Seele ist geschritten,  
Die große, die so lang bewundert wir,  
Die treue Seele, die empfunden hat  
Mit Deutschlands Völkern treu zu allen Zeiten,  
Sie wird auch ferner uns zur Seite schreiten,  
Denn bleibend ist der großen Geister Statt.  
Fahr wohl, du Held! du hast die Welt gelehrt,  
Nicht nur mit Blut und Eisen gut zu schreiben,  
Auch wie — es soll dir unvergessen bleiben —  
Man der Geschlechter Trägerinnen ehrt!  
Du legtest deutschen Frauen selbst ans Herz,  
Im deutschen Manne deutschen Geist zu pflegen,  
Im deutschen Sohn das Deutschtum anzuregen  
Und auszubauen wie ein Mal von Erz.  
Fahr wohl, du Held! Du wirfst den Treue-Eid,  
Den deutschen Frauen schmerzgeriffen schwören,  
Nach auf dem Wege zu den Sternen hören:  
„Das Deutschtum hoch in Freude, Sturm und Leid!“  
Ob auch der Stärtern manche fielen ab,  
Es wird die Frau in deinem Geiste walten  
Und ihren Sohn bei deiner Fahne halten,  
Die deine Hand in ihre Rechte gab!  
Fahr wohl, du Held! Es ragt aus Erz und Stein  
Dein hehrtes Bild uns vielfach schon entgegen,  
Doch schöner wird's auf allen, allen Wegen  
In deutschen Herzen stets zu finden sein.  
So will's die Frau. Und da nun scheiden muß  
Des Geistes Hülle aus den Erdengauen,  
So nimm den heißen Dank der deutschen Frauen  
Mit dir von hinnen als den Scheidegruß!

Elisabeth Schmidt (im „Naumb. Kreisbl.“)

Von dem „tolle Otto“, wie Bismarck als Universitätsbörcher hieß, sei folgendes erzählt: Bismarck veranstaltete, kaum auf der Universität angekommen, einen Frühstückschmaus. Eine Flasche flog auf die Gasse und Bismarck erhielt eine Vorladung auf das Konsilienhaus. Als bald folgt Bismarck der Aufforderung; wie er eben ging und stand, das heißt in einem bunten Schlafrock, Kanonenstiefeln an den Füßen, einen Zylinderhut auf dem Kopfe und die lange Pfeife in der Hand, begleitet von einer gewaltigen englischen Dogge. Auf dem Rückwege — Bismarck war aus begreiflichen Gründen nicht wohl gelaunt — begegnen ihm vier Studenten vom Corps der Hannoveraner und brechen über sein Phantastekostüm in ein schallendes Gelächter aus. Bismarck fragte ingrimmigen Tones: „Herrns, lachen Sie etwa über mich?“ — „Natur! Das können Sie doch jenen!“ — „Dummer Junge!“ — „Wer — ich?“ rufen alle Vier. „Natur! Das können Sie doch jenen!“ ist die prompte Antwort. Es kam aber diesmal zu keiner Menfur; Bismarck sprach bei den Hannoveranern ein . . . Und aus seiner Junge-Mann-Zeit erfährt man, daß er oft stundenlang, tagelang ins Weite ritt, mit Niemandem sprach, ganz in Gedanken vertieft. In diesen Zeiten des Alleinseins vollzog sich wohl die große Klärung der Gedankenwelt. Auf diesen einsamen Ritten mag wohl der junge Bismarck, der als Knabe das vielbändige „Theatrum Europaeum“ studirt, der nun praktischen Einblick in die Welt genommen hatte, die Erfahrungen geordnet, die Brücken geschlagen haben zu einer Lebensbahn, welche die ganze Welt mit Spannung, mit Reid und mit Bewunderung verfolgte.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Lohle, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

Poesie des Witzes. In der Zeitschrift „Pan“ veröffentlicht Arnó Holz einige Nummern aus dem Cyclus Phantasia. Nachfolgend eine Probe:

„Ich liege noch im Bett und habe eben Kaffee getrunken.

Das Feuer im Ofen knattert schon;  
Durchs Fenster,  
Das ganze Stübchen füllend  
Schneelicht.

Ich lese.

Guyman's. La Bas.

Alors

en sa blanche splendeur,

l'âme du Moyen Age rayonna dans cette salle . . .

Büßlich,

irgendwo tiefer im Hause,

ein Kanarienvogel.

Die schönsten Gäste!

Ich lasse das Buch sinken.

Die Augen schließen sich mir,

ich liege wieder da, den Kopf in die Kissen . . .

Unverheiratet

und doch — glücklich.“

Wenn Arnó Holz glücklich ist, dann sollte er doch auch die anderen Menschen durch seine — Poesie nicht unglücklich machen. Freilich, es giebt Menschen, die diese Art „Poesie“ stimmungsvoll und feinsinnig finden. Die „Saale-Zeitung“ z. B. ist ja immer des Lobes voll über literarische Karikaturen wie Dehmel, Bierbaum zc. Arnó Holz scheint sich ebenfalls in diese Kategorie der Karikaturen aufnehmen lassen zu wollen.

Was in die Feuilletonbeilage hinein treibt jetzt die „Saale-Zeitung“ Politik. So schreibt sie z. B. heute, daß die „Jünger der konservativen Partei“ noch ebenso „voll und ganz“ langweilig seien, wie ehemals in der Nationalversammlung. — Nun, wir meinen: langweilig ist immer noch besser als gewöhnlich. Das letztere aber ist die „Saale-Zeitung“ „voll und ganz“.

## Vom Büchertisch.

— Neuerwerbungen der Universal-Bibliothek. Nr. 3841 bis 3843. Fürst Bismarck's Rede n. Mit verbindender geschichtlicher Darstellung herausgegeben von Philipp Stein. Fehnter Band: Kolonial-, Social- und Wirtschaftspolitik. 1884—1885. Mit Bismarck's Bildnis. Dieser ungewöhnlich umfangreiche Band umfaßt die Verhandlungen der besonders wichtigen Reichstagsession vom 20. November 1884 bis 15. Mai 1885. Im Vordergrund der vielfach erregten Debatten stehen drei große Materien: die Kolonialfrage, die soziale und die wirtschaftliche Frage. In fast jeder Verhandlung dieser arbeitsreichen Session hat der Reichskanzler den Kampf gegen die die Majorität des Hauses bildenden Oppositionsparteien aufgenommen. Schon zu Beginn der Session, bei der Diätendeckelung, beflagt Fürst Bismarck die Genese dieser Majorität, die sich nur nach Parteitendenzen zusammensetzt. Und im beständigen Kampfe gegen diese Majorität, die ihm nicht imponirt — habe er sich doch von ganz Europa nicht imponiren lassen — beflagt er in ergreifender Rede, daß Volk, der alte deutsche Erbfeind, der Parteihader, der Völkerverflüchtler, das herliche Werk unserer Nation von 1870 verderbe. Aber er getöhet sich mit der Hoffnung auf Deutschlands junge Generation, die frei von Fraktions- und Parteistempel zu einer großartigeren Auffassung des politischen Lebens sich erheben werde. — 3844. Eduard Böhl, hoch vom Rablenberg. Heitere und ernste Sagen aus dem Wiener Leben. Mit dem Bildnis des Verfassers. Der Verfasser, von dem schon eine Reihe anderer Bändchen durch die Universal-Bibliothek große Verbreitung gefunden hat, zählt zu den jüngeren Wiener Autoren, welche die Mundart nur zur Darstellung charakteristischer Gestalten benutzen. Seine Werke und deren Humor sind daher jedem Deutschen verständlich. In dem vorliegenden Bändchen beginnt eine vorwiegend heitere Skizzenammlung aus dem Wien der Gegenwart. — 3845. Wilhelm Wolters und Karl Gjellerup, Die thörichte Liebe. Schauspiel in drei Aufzügen (mit theilweiser Benutzung einer Pawlow'schen Novelle). Soufflebuch des Königl. Hoftheaters in Dresden. — 3846. 3847. Tausend und eine Nacht. Aus dem Arabischen übertragen von Max Henning. IX. Band: 463.—536. Nacht. — 3848. Opernbücher 40. Band. Gastano Donizetti (Carl Gottschalk), Don Pasquale. Komische Oper in drei Aufzügen. Dichtung nach einem älteren italienischen Stoff „Ser Marc Antonio“. Vollständiges Buch. Durchgearbeitet und herausgegeben von Carl Friedrich Wittmann. — 3849. Ludwig Mafowski, Madame Duttre. Lustspiel in einem Aufzuge. Regie- und Soufflebuch der königlichen Schauspiele zu Berlin. Zum ersten Male aufgeführt im Neuen königlichen Opernhaus zu Berlin den 19. Februar 1898. — 3850. A. Trinius, Miß Annie und andere Geschichten. Der besamte Thüringer Wanderer, der in der Universal-Bibliothek bereits mit einem Bändchen thüringer Erzählungen „Zaubervind“ (Nr. 3649) vertreten ist, bietet in vorliegendem Werke eine Sammlung stimmungsvoller Novellen. Ergreifende Menschenanschaulichkeit werden hier in schlichter, zu Herzen gehender Weise erzählt. Ein wechselnder Hintergrund belebt die Scenerie und die tiefe Liebe zur Natur spricht aus jeder Zeile.



# Landwirthschaftliche Mittheilungen.

Redigirt von Landes-Oekonomierath G. von Mendel-Steinfels zu Halle (Saale).

## Streich- oder Laichteiche.

Der Streichteich ist der wichtigste unter allen Teichen, denn er bildet die Grundlage für die ganze Teichwirthschaft. Von der Erzeugung der Brut in entsprechender Weise und Qualität hängt der geordnete und ersprießliche Betrieb der ganzen Teichwirthschaft vor Allem ab, und der Streichteich muß daher mit aller Sorgfalt ausgewählt werden.

Die Erfordernisse eines guten Streichteiches sind nun nach dem Lehrbuch der Teichwirthschaft von Carl Niclas, 2. Aufl. (Verlag von Herrcke u. Lebeling in Stettin) folgende:

Die Streichteiche sollen möglichst klein sein, eben liegen und der Sonne den ganzen Tag ausgesetzt sein; denn durch die Sonnenwärme genügend erwärmtes Wasser ist die Hauptsache nicht nur für einen rechtzeitigen Beginn und günstigen Verlauf des Strichs, sondern auch zur Ausbrütung der Eier. Durch Quellen gespeiste Teiche sind daher vor Allem zu vermeiden. Man wähle stets, wenn sie nur sonst den nöthigen Eigenschaften eines Laichteiches möglichst nahe kommen, die kleinsten und flachsten Teiche der Wirthschaft hierzu aus. 20—25 Ar, ja noch weniger, wovon später noch die Rede sein wird, sind genügend für einen solchen. Je nach der Größe der Teichwirthschaft und der Schwere der Brut, die man erzielen will, richtet sich die Gesamtmfläche der Streichteiche.

Von nahen Wäldern sollen sie nicht beschattet werden, doch durch solche oder Anhöhen an der herrschenden Windseite vor rauhen Winden geschützt sein, da der Wellenschlag dem Laich schädlich ist und er die junge Brut an die Ränder wirft, wo sie zu Grunde geht.

Als besonders günstig ist es anzusehen, wenn an der Nord- und Ostseite sich Hügel oder Gebäude befinden, welche die Sonnenstrahlen auf den Teich zurückwerfen.

Streicheiche sollen wetter flach sein, weil dieses vorzüglich die Erwärmung des Wassers befördert, und gegen das Land immer allmählich an Tiefe abnehmen; hingegen muß man sie entsprechend mit Gräben durchziehen, um den Fischen auch tiefe, kühlere Stellen zu bieten; doch sollen sie beim Abfluß immer einen höchsten Wasserstand von einem Meter halten und vor dem Austrocknen in heißen Sommern sicher sein.

Streicheiche sollen nicht nur den Winter über trocken gelegt, sondern das Jahr vorher gesämet werden; nicht nur um den Boden zu entwässern, sondern auch um darüber sicher zu sein, daß sich in denselben keine Hechte befinden. Auch die Frösche, welche sehr viel Fischlaich zerstören, werden hierdurch vertrieben. Ebenso trägt das Trockenlegen dazu bei, Fischegel, Karpfenläuse und andere schädliche Fauna zu vernichten.

Um sicher zu gehen, daß sich im Laichteiche keine Hechte befinden, soll derselbe im Frühjahr seine Spannung durch Regen- oder Schneewasser erhalten, d. h., wo möglich Himelteich sein. Er soll mit Bächen und Flüssen nicht kommunizieren, da aus Bächen und dergl. immer Nebenfische, insbesondere Hechte, in den Teich gelangen können. Aus eben diesen Gründen sollen sie auch nicht die Spannung aus anderen Teichen, am wenigsten aus Abwasserteichen, erhalten. Ist dies Alles nicht möglich, so verwende man um so mehr Sorgfalt auf enge Rechen, nehme sie lieber doppelt. Ueberhaupt empfiehlt es sich, bei Laichteichen an Stelle der Rechen Siebe von vergittertem Draht oder Bretter, in welche kleine Löcher gebohrt sind, zu nehmen.

Die Streichteiche sollen in der Fischgrube genügende Tiefe haben, um die Brut darin überwintern zu können, da dieselbe bei der Abfischung zu sehr leidet; nur im Nothfalle, wenn man einen winterungsfähigen Laichteich nicht beschaffen kann, läßt sich die Abfischung im Herbst rechtfertigen.

Sollte über Sommer in dieser Grube sich Pflanzenwuchs einfinden, so muß derselbe noch vor Herbst mit einer Sichel an

einem langen Stiel abgenommen werden, damit die Brut einen reinen Lagerungsort im Winter habe.

Weiter ist noch Folgendes zu beachten: Der Laichteich soll stellenweise Wasserkräuter enthalten, damit die Fischmütter ihren Laich daran hängen. Indes ist es für die Brut besser, wenn der Teich so ziemlich von Schilf und anderen Wasserpflanzen frei ist, immerhin aber von Nutzen, wenn an den Rändern stellenweise feinere Wasserpflanzen wachsen, wie das Mannagrass u. dgl.

Befinden sich im Teich keine Wasserpflanzen, an welchen die Fische ihren Laich anhängen können, so muß man Birkenäste, Wachholder u. dgl. zu diesem Zweck in den Teich werfen. An diesen Zweigen kann der natürlich befruchtete Karpfenlaich auch weiterhin verschickt werden.

Ein besonderes Augenmerk ist weiter auf die Ruhe und Sicherheit der Brut zu richten. Die Laichteiche sollen daher nicht in der Nähe von Ortschaften oder Viehweiden liegen; es ist aber auch nicht gerathen, zu entlegene Teiche zu wählen, die nicht unter beständiger Aufsicht gehalten werden können, da es viel zweihändige Liebhaber für die großen Streichkarpfen giebt.

Man muß alle dem Laich und der Brut schädlichen Thiere so viel als möglich vom Teich abhalten; man verschleuche oder fange die Raubvögel und bulde keine Enten oder Gänse auf dem Teich. Die Frösche sind nach Möglichkeit wegzufangen und bei der Auswahl der Laichteiche ist schon darauf Rücksicht zu nehmen, daß frostsichere Teiche hierzu nicht genommen werden.

Wenn die Teiche keine oder nur wenig Wasserpflanzen haben, nicht von Gesträuch umsäumt sind und nicht im Schatten von Wäldern liegen, so werden sich auch wenig schädliche Thiere dahin ziehen oder können doch leicht entdeckt und unschädlich gemacht werden.

Besonders nahrungsreich brauchen Streichteiche nicht zu sein, denn so viel Nahrung, als die junge Brut und die Vaterfische brauchen, findet sich leicht in einem Teiche.

Im Gegentheil wählt man gern magere Teiche zu Laichteichen, weil Ueberfluß an Nahrung der Fortpflanzungsfähigkeit hinderlich ist und die in nahrungsreichen Teichen herangewachsene Brut, wenn sie in schlechte Streichteiche kommt, in der Regel zurückbleibt, während umgekehrt ein magerer Strich, in gute Streichteiche verlegt, weit rascher wächst.

Man macht allerdings häufig die Erfahrung, daß in schlechten oder übersehten Streichteichen zurückgebliebene Brut, im nächsten Jahre in entsprechend besetzte oder bessere Teiche gebracht, das im Vorjahr Versäumte wieder nachholt. So erreichte, meiner Erfahrung nach, in einem übersehten Teich der Pfömmrige Saß nur ein Gewicht von 42 Gramm per Stück, im darauf folgenden Jahre aber dasselbe Gewicht wie jener, welcher mit 216 Gramm per Stück eingesetzt war. So wenig man sich aber durch eine solche Erfahrung, die übrigens nicht immer zutrifft, wird bestimmen lassen, Streichteiche im ersten Jahre zu übersezen oder schlechte Teiche hierzu zu wählen, so wenig scheint mir dieses für die Laichteiche angeeignet.

Uebrigens gilt der Grundsatz, daß die Fische mit dem Fortschreiten in den Streckjahren auch so möglich in immer nahrungsreichere Teiche verbracht werden sollen.

Als wir oben für die Größe der Laichteiche 20—25 Ar als genügend bezeichneten, gingen wir davon aus, daß die Brut in denselben den Sommer über verbleiben und wachsen soll.

In vielen Gegenden ist man aber davon abgekommen, läßt im Laichteich nur das Laichgeschäft sich abwickeln und bringt dann die Brut zur Strecke in andere Teiche.

Ist dieses der Fall, so genügt für einen solchen Laichteich eine Größe von selbst nur 100 qm.

Hat man keine kleinen, flachen Teiche und kann man auch

von einem größeren Laichteich kein kleines Stück für das Laichgeschäft abtrennen, so sollte man die Kosten nicht scheuen, ein paar kleine Laichteiche von etwa obiger Größe eigens herzustellen, je nach dem Umfang der Teichwirtschaft auch mehrere, vorzüglich aber stets mindestens zwei.

Eine ebene, trockene Wiese, welche nur eine Wasserpeilung von 30—40 cm Höhe erhält, und dem entsprechend auch keines hohen Dammes bedarf, ist hierzu am geeignetsten. Das Wasser soll vor seinem Einlauf einen Kiesfilter passieren, damit es möglichst schlammfrei in diesen Teich gelangt und womöglich beim Einlauf einen kleinen Wasserfall bilden, um die Brut abzuhalten, aus dem Teich auszuwandern, da sie bei ihrer Kleinheit in den ersten Tagen durch die engsten Siebe geht. Als Abfluß-Vorrichtung genügt ein kleiner Ständer. Im Uebrigen legt man wie bei größeren Teichen einen Hauptgraben vom Einlauf zum Auslauf an, etwa 50 cm breit und 30 cm tief, den man beim Auslauf noch etwas erweitert und vertieft, in welche Vertiefung man eine Holzliste, die keinen Holzgeruch mehr hat und fein gehobelt ist, bringt, worin sich die Brut

beim Ablassen des Teiches dann sammelt und leicht herausgenommen werden kann; ein großer irdener Topf wäre der Holzliste noch vorzuziehen. In den Hauptgraben müssen vom Ufer aus noch ein paar kleinere Gräben einmünden. Diese Gräben sind glatt zu arbeiten, damit sie schlammfrei gehalten werden können.

Solche Teiche unterhalb größerer anzulegen, wird sich selten empfehlen, da hier meist jumpfiges Terrain gegeben und dieses die meisten der Brut gefährlichen Insekten beherbergt.

Dagegen empfiehlt sich diese Anlage oberhalb der Teiche, in welche die Brut kurz nach der Geburt zum weiteren Wachsen verbracht werden soll, wenn dieselben nach Trockenlegung nicht durch Rücklauf leiden und wenn die zum Einlassen der Brut in diese Teiche dienenden Gräben schlammfrei gehalten werden können.

Wie schon erwähnt, muß aus solch kleinen Teichen selbstverständlich die Brut kurze Zeit nach dem Auskriechen in größere gebracht werden, da sie in den kleinen verhungern müßte.

### Fragekasten.

**Frage 7. Mischen von Kainit und Superphosphat.** (G. in E.) Darf man Kainit mit Superphosphat mischen und ausstreuen?

**Antwort:** Gegen das Mischen von Superphosphat und Kainit läßt sich vom wissenschaftlichen Standpunkte nichts einwenden. Wohl geht beim Mischen des Superphosphats mit Kalk, Mergel, Asche oder Thomasmehl die Wasserlöslichkeit der Phosphorsäure zurück, doch bei kalihaltigen Düngemitteln ist dieser Uebelstand nicht zu fürchten. Es sind vielmehr praktische Gründe, die gegen das Mischen beider Düngemittel sprechen. Den Kainit wird man, um eine rechtzeitige Wirkung zu bekommen, möglichst zeitig im Frühjahr oder gar schon im Winter ausstreuen; wollte man mit ihm zusammen das Super-

phosphat mengen, so würde man erhebliche Verluste an der leicht in Wasser löslichen Phosphorsäure herbeiführen, und die Vorteile, die man beim Mischen durch das billigere Ausstreuerlohn zu erzielen hofft, würden durch diese Verluste bedeutend übertroffen werden. Ist man aber gezwungen, beide Düngemittel zu geben, so empfiehlt es sich, mindestens 2½—3 % Torfstreu dazwischen zu mischen, um dadurch die Feuchtigkeit aufzuheben. Vor Allem wird man sich davor hüten müssen, das Gemisch längere Zeit an einem feuchten Ort oder bei feuchter Witterung lagern zu lassen, weil dann eine zu große Feuchtigkeitsaufnahme und ein Zerfließen nicht ausgeschlossen ist.

### Kleinere Mitteilungen.

**Zwangsvorsteigerung und Besitzwechsel in der Landwirtschaft.** Das beste Bild für den Wohlstand und die Eigentumsverhältnisse des deutschen Landwirthes, die von freistinnigen Blättern immer wieder als günstig und zufriedenstellend bezeichnet werden, bietet uns ein Einblick in die Zwangsvorsteigerungsstatistik. Noch der amtlichen Statistik der „Zwangsvorsteigerungen von hauptsächlich zu land- und forstwirtschaftlichen Zwecken dienenden Grundstücken der Landwirthe im Hauptberuf von 2 ha und mehr“ weist das Jahr 1886/87 die größte Zahl von Zwangsvorsteigerungen auf, sie ist auch leicht als eine Folge der sinkenden Rentabilität der Landwirtschaft in den Vorjahren zu erklären. Die folgenden Jahre bis 1891/92 zeigen dann eine sich fast gleichbleibende Abnahme der Zwangsvorsteigerungen.

Die Zahl der versteigerten Grundstücke betrug:

	zusammen	in den Größenklassen von	
		2 bis 50 ha	50 ha und mehr
1886/87	2309	1948	361
1887/88	1691	1415	276
1888/89	1824	1538	286
1889/90	1504	1296	208
1890/91	1359	1179	180
1891/92	1197	996	201

Umgekehrt setzt nach den Handelsverträgen plötzlich eine höhere Zahl von Zwangsvorsteigerungen ein, welche dann wohl wieder sinkt, aber doch nicht, besonders in den Größenklassen von 2 bis 100 ha, den Stand von 1891/92 erreicht. Nur das Jahr 1894/95 erscheint als ein ausnahmsweise günstiges.

Die Zahl der versteigerten Grundstücke betrug:

	zusammen	in den Größenklassen von					200 u. mehr
		2—5	5—20	20—50	50—100	100 bis 200	
1891/92	1197	356	450	190	69	54	78
1892/93	1865	549	759	287	107	57	106
1893/94	1623	513	669	219	91	49	82
1894/95	1297	380	506	210	76	52	66
1895/96	1468	448	557	232	96	48	77

Die Zwangsvorsteigerungen würden aber auch in den letzten Jahren, so führt gegenüber diesen Zahlen die „Allstr. landw. Sta.“ aus, zahlreicher gewesen sein, wenn die Gläubiger in vielen Fällen nicht davon Abstand genommen hätten, die Grundstücke zur Substation zu bringen, nur um nicht einen Ausfall ihrer Hypothek gewärtigen oder das Grundstück selber erlösen zu müssen. Von dem Umfange der versteigerten Grundstücke in Hektaren können wir hier

absehen, da es mehr darauf ankommt, nachzuweisen, wie viele, als was für Existenzen durch die landwirtschaftliche Nothlage vernichtet worden sind. Jeder Besitzer eines der versteigerten Grundstücke stellt eine selbstständige Existenz dar und auf jedem der unter den Hammer gekommenen Grundstücke hatte eine Familie ihr Heim. Daß wir noch weit entfernt sind von einer Gesundung unserer landwirtschaftlichen Verhältnisse, beweist auch die Zunahme der Zahl der Pachtbetriebe, die eine noch weit höhere sein würde, wenn nicht viele, von städtischen „Finanzgrößen“ erstandene Besitzungen als selbstbewirtschaftete aufgeführt wurden, die aber thatsächlich durch Beamte verwaltet werden.

Die Zahl der eigentlichen Pachtbetriebe, d. h. solcher, welche ausschließlich Pachtland haben, betrug im Deutschen Reich 1882: 829 132 = 15,7 Proz., 1895 aber 912 747 = 16,43 Proz. aller landwirtschaftlichen Betriebe. Als Pachtland wurden 1882: 5 173 122 ha, d. h. 12,9 Proz., 1895: 6 010 975 ha, d. h. 13,9 Proz. der Gesamtfläche aller landwirtschaftlichen Betriebe bewirtschaftet.

Die 837 858 ha, um die das Areal der Pachtwirtschaften gewachsen ist, wurden früher von den Eigentümern selber bewirtschaftet und sind nun überwiegend in den Besitz von Nichtlandwirthen, besonders Städtern übergegangen, lediglich infolge der, durch die traurigen Verhältnisse bedingten Substationen, Nothverkäufe u. s. w.

**Einfluß der Standweite der Zuckerrüben auf den Ertrag.**

Um den Einfluß der verschiedenen großen Standweiten auf den qualitativen und quantitativen Ertrag der Zuckerrüben kennen zu lernen, stellte Prof. von Seelhorst im Sommer 1897 in Göttingen Versuche an, die zu folgenden Ergebnissen führten:

Pflanzenweite	Zahl der Rüben	Ertrag von 60 qm	Rübe wiegt 1	Ertrag für 1 Morgen d. Morgen	Zucker in Prozent	Zucker im Str. für den Morgen
cm		kg	g	Str.		
20×20	1500	278	185	231,50	12,6	29,17
30×30	666	280	420	233,00	12,1	28,19
40×40	375	227	606	191,50	11,3	22,05

Vorstehende Zahlen zeigen, daß: 1. bei der geringsten Pflanzenweite (20×20) die größte Menge an Zucker gewonnen wurde. Der Rübenerrtrag war bei der mittleren der drei Pflanzenweiten allerdings derselbe, aber der prozentische Zuckergehalt um so viel geringer, daß auf 1 Morgen 1 Str. Zucker weniger geerntet wurde. Bei der größten Pflanzenweite von 40×40 cm nahm sowohl das Gewicht der



händiger Ersatz guter Butter zum Braten u. s. w. bezeichnet wird, so ist das nur so lange richtig, als man unter „Ersatz“ in diesem Falle den Begriff „Surrogat“ versteht. Versteht man dagegen darunter etwas, was der Butter in jeder Beziehung absolut gleichwertig ist, so kann diese Behauptung nicht mehr als den tatsächlichen Verhältnissen entsprechend bezeichnet werden.“

**Amerikanisches Schmalz.** Wir theilen nachstehend einige amerikanische Schweineschmalzrezepte mit, welche einer ersten amerikanischen Fachzeitung, dem in New-York und Chicago erscheinenden „The National Provisioner“ (Nr. 9 vom 26. Februar 1898) entnommen sind. Um Schmalzfette zu reinigen, wird folgendes Rezept gegeben:

Für die Reinigung ist das übermangansaure Kali und Schwefelsäure-Verfahren wohl das beste. Nachdem die Fettmasse auf 200 Grad Fahrenheit erhitzt ist, setze man unter fortwährendem Umrühren auf jede 500 Pfund Fettmasse 3 Pfund übermangansaures Kali hinzu, die in 50 Gallonen Wasser aufgelöst sind, dann aber 3 Gallonen (etwa 13 Liter) in mit 15 Gallonen Wasser verdünnter Schwefelsäure. Das Rührwerk hat dann etwa  $\frac{1}{4}$  Stunde zu arbeiten, bis die Masse eine viel hellere Farbe angenommen hat, als vor dem Zutreten der Chemikalien. Darauf erhitze man die Masse auf 210 Grad Fahrenheit und streue über dieselbe einen Scheffel Salz, sobald dieser Hitzeegrad erreicht ist.“

Sowie über die Reinigung und Bleichung der Fette. Hinzugefügt wird noch vom Verfasser, daß man die sauligsten Fette verwenden kann, ohne daß das so gereinigte und gebleichte Schmalz den geringsten fremden Geschmack und Geruch zeige. Bestes Familienschmalz bereitet man wie folgt:

40 Pfund Schmalz,  
20 „ Talg,  
20 „ Baumwollsaatöl und  
20 „ Abfallfett,  
gleich 100 Pfund „bestes Familienschmalz“.  
Eine zweite Sorte „Schmalz“ wird wie folgt hergestellt:  
60 Pfund Baumwollsaatöl,  
20 „ saulige Abfallfette (gereinigt vorher),  
10 „ Talg und  
10 „ Baumwollsaatflein (ganz unverdauliches Fett),  
gleich 100 Pfund Schmalz II. Qualität.

Ferner ein Rezept für „imitirtes Schmalz“:  
60 Pfund Schmalzrückstände und Schaumfett,  
40 „ Talg,  
gleich 100 Pfund „imitirtes Schmalz“.

Der Verfasser erklärt in seinem Aufsatze, daß dieses „imitirte Schmalz“, besonders wenn etwas reines Kesselschmalz dazu gemischt werde, denselben Duft habe, wie Schmalz, wofür es auch viel gekauft werde (to pass for). Mit dem Rezept für „Kuba-Schmalz“, das Verfasser für große Exportfirmen hergestellt haben will, wollen wir schließen:

60 Pfund Talg,  
25 „ saulige Abfallfette (nach dem schon beschriebenen Verfahren gereinigt und entfärbt),  
15 „ Baumwollsaatöl und  
20 „ Wasser  
gleich 120 Pfund „Kuba-Schmalz“.

Um das Wasser in das Schmalz zu arbeiten, soll man: 1 Faß Gips in 5-6 Faßern Wasser verfahren, dann den Gips sich setzen lassen; die darüber stehende lichtblaue Flüssigkeit schüttert man dem mäßig erhitzten Schmalz unter stetem Umrühren zu! — Kaum glaublich, aber wahr!

**Wander-Ausstellungen.** Auf der diesjährigen Wander-Versammlung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, welche während der Ausstellung in Dresden abgehalten wurde, ist über die demnächstigen Wander-Ausstellungen Bericht erstattet worden. Diesem entnehmen wir, daß ein guter Platz für die Ausstellung des nächsten Jahres in Frankfurt a. M., nahe dem neuen Central- und auch dem Güterbahnhof gelegen, gesichert ist. Die wesentlichsten Kosten für die Anmietung dieses Platzes wird der Landwirtschaftliche Verein zu Frankfurt a. M. tragen. In Mittel- und Süddeutschland schenkt man schon jetzt diesem Ausstellungsunternehmen die lebhafteste Aufmerksamkeit. Für das Jahr 1900 ist bekanntlich beabsichtigt, die Ausstellung in Polen abzuhalten, welches mit Schlesien einen gemeinschaftlichen Ausstellungsraum bildet. Die Landwirtschaftskammer von Polen, auf deren dringendes Ersuchen die Stadt Polen gewählt wurde, ist bestrebt, nach jeder Richtung hin die örtlichen Vorbereitungen für die Ausstellung im Auge zu halten. In Dresden wurde, wie bereits mitgeteilt, ferner beschlossen, Ausstellung und Wanderversammlung des Jahres 1901 in der Stadt Halle a. S. abzuhalten. Entsprechend einem Gebrauche der Gesellschaft hat man auch hier bei Wiederholung der Ausstellung in demselben Ausstellungsgau einen Wechsel der Ausstellungsstadt vorgenommen. Während im Jahre 1889 die Ausstellung in Magdeburg stattfand, hat man beschlossen, diesmal die südliche Hauptstadt der Provinz Sachsen, Halle a. S., zu wählen, um damit dem südlicheren Theile der Provinz, dem nördlichen Theile des Königreichs Sachsen und

den thüringischen Staaten näher zu kommen. Bei dieser Wahl wurden zugleich die Wünsche der Landwirtschaftskammer der Provinz Sachsen berücksichtigt.

**Prämierung landwirtschaftlicher Rafinos und Genossenschaften.** Gelegentlich der Generalversammlung des landwirtschaftlichen Vereins für Rheinpreußen zu Krefeld am 24. bis 28. September findet wie alljährlich eine Prämierung zweckmäßig eingerichteter und mit gutem Erfolge geleiteter landwirtschaftlicher Rafinos und Genossenschaften statt. Ebenso werden hervorragende persönliche Verdienste um das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen prämiert. Es stehen 3 silberne und 5 bronzene Medaillen, sowie 300 Mk. an Geldpreisen zur Verfügung.

**Die deutschen Centralgenossenschaften für Butterverkauf.** Auf dem nächsten Genossenschaftstag des Allgemeinen Verbandes der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften (Ossenbach a. M.), der am 25. bis 27. August in Karlsruhe i. B. stattfindet, wird auch über die Frage des genossenschaftlichen Butterabfuges verhandelt werden. Dieses Thema beschäftigte den Genossenschaftstag schon in früheren Jahren, so zu Dresden im August 1897, wo die Nothwendigkeit und Nützlichkeit von Butterverkaufsgenossenschaften anerkannt und ihre weitere Ausbreitung empfohlen wurde; es handelt sich darum, die Molkereigenossenschaften der einzelnen Länder, Provinzen und Bezirke zu leistungsfähigen Verbänden und Centralgenossenschaften zusammenzufassen, um auf Bestellung einheitlicher und guter Qualitätswaren hinzuwirken und die in verschiedenen Umständen begründeten Schwierigkeiten des genossenschaftlichen Absatzes zu erleichtern. Im Oktober 1895 konstituirte sich innerhalb des Allgemeinen Verbandes, der seit seinem Bestehen der genossenschaftlichen Butterproduktion und dem gemeinsamen Butterabzug seine Aufmerksamkeit zuwendete und gegenwärtig weit über die Hälfte der deutschen Molkereigenossenschaften in seinen Landes- und Provinzialverbänden umfaßt, ein Ausschuss für Molkereiwesen mit der Aufgabe, in genannter Richtung zu wirken. Daneben sind im Anschluß an die Hauptmärkte und Absatzorte (Berlin, Hamburg und Frankfurt a. M.) Gruppenbezirke gebildet, innerhalb welcher sich die Interessenten zeitweise zu Bezirkskonferenzen vereinigen; für jede dieser Gruppen fungirt einer der angeschlossenen Verbände als Geschäftsstelle. Zur Zeit sind innerhalb des Allgemeinen Verbandes 5 Centralabzestellen in Thätigkeit, die „Ostpreussische Tafelbutter-Produktionsgenossenschaft“, der „Westpreussische Butterverkaufsverband“, der „Molkereiverband Kleeblatt in Brandenburg“, die „Butterverkaufsgenossenschaft“ zu Hannover und der „Verband Oldenburger Meiereien“, mit Ausschluß des Verbandes Kleeblatt sammtlich als eingetragene Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht errichtet. Nach der statistischen Uebersicht des neuen Jahrbuches für 1897 waren in diesen 5 Centralstellen in 1896 172 Molkereigenossenschaften angeschlossen; das eigene Betriebskapital betrug 43 223 Mk., die Gesamtsumme 256 500 Mk.; an Butter wurden 52 464 Centner im Werthe von 5 357 445 Mk. verkauft; bis Ende 1896 wurde durch die Centralstellen innerhalb des Allgemeinen Verbandes insgesammt für 28 456 332 Mk. Butter verkauft.

Neuerdings sind provinzielle Butterverkaufsgenossenschaften für Posen und Schlesien in Bildung begriffen, und die pommerischen Molkereigenossenschaften streben im Norddeutschen Butterverkaufsverband, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, eine über ganz Norddeutschland sich verzweigende Verkaufsorganisation an. In Karlsruhe wird der pommerische Verbandsdirektor v. Blankenburg als Vertreter des neuen Norddeutschen Verkaufverbandes und der westpreussische Verbandsdirektor Plehn als Vertreter eines der älteren Verbände referiren.

**Preise für Schlachtvieh in Halle a. S.**  
in der Zeit vom 29. Juli bis 4. August 1898.

Qualität	Alter	Gewicht in Pfd.	Spezielle Preise per Centner Lebendgewicht.
Rühe	1.	7jährig	32
	1-2.	6-8 "	30
	2.	7 "	28
Bullen	1.	3 "	32
	1-2.	3 "	30
	2.	3 "	28
Ferkeln	1.	3 "	33
	1-2.	2½ "	31
	2.	3 "	28
Schweine	1a.	3 "	36
	1.	7-8 "	34
	2.	3 "	30
Rälber	1.	300	50
	2.	290-320	48
	3.	280	46
	4.	275	44
		100-120	38-36